

Rolf-Ulrich Kunze
Kann Kirche Krise?

Eingangsstatement Jahrespressegespräch mit Landesbischof Dr. Cornelius-Bundschuh,
EOK, Blumenstr. 1-7, 7613 Karlsruhe, 14.12.2020, 17.30

Lieber Herr Landesbischof,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

zur Frage, ob Kirche Krise kann, möchte ich drei Thesen formulieren: 1. Krisen waren und sind die Existenzform von Theologie und Kirche. 2. Krisenkompetenz bedeutet Umgang mit Unsicherheit. 3. *The things they are a-changin'* ist die wichtigste vorletzte Gewissheit auch der Kirche. Mein Standpunkt zur Ausgangsfrage lässt sich nicht nur dadurch beschreiben, dass ich Neuzeithistoriker mit kirchengeschichtlichen Interessen, sondern auch Teil der Kirche bin, über die ich hier rede. Es handelt sich also um keinen distanzierten Rat von außen. Viele Fragen des gegenwärtigen Veränderungsdrucks auf die organisatorische Gestalt von Kirche bedrücken mich ebenso wie diejenigen, die sie in einem kirchlichen Amt hauptberuflich tragen, ohne dass ich bessere oder auch nur andere Antworten hätte. Ich versuche als Historiker immer wieder, in der Haltung der Jahreslosung 2021 Erkenntnisse zu gewinnen: Jesus Christus spricht: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! (Lk 6,36). Ich bin weder Anklageführer als Staatsanwalt noch Strafverteidiger und schon gar kein Richter.

Zur 1. These: Krisen waren und sind die Existenzform von Theologie und Kirche. Das kann bei einer Kirche unter dem Kreuz gar nicht anders sein. Dies zu vergessen und sich in der attraktiven Nähe zu Macht, Herrschaft und Einfluss davon zu entfernen, gab seit jeher in der Geschichte der reformatorischen Kirche nicht nur den Krisen ihres Selbstverständnisses, sondern den Krisen ihrer sozialen und politischen Kontexte Ausdruck. Zuständigkeitshalber möchte ich hier nur über die Geschichte der Moderne sprechen. Alle Modernisierungskrisen von der politisch-industriellen Doppelrevolution seit 1789 bis zur Krise der westlichen Demokratien in unserer Gegenwart lassen sich nicht nur theologisch und kirchlich lesen. Theologie und Kirche haben unser Bild von der Moderne im Guten wie im Schlechten zutiefst mitgeprägt. Es gibt keine große Frage in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts von der sozialen über die demokratische bis zur ökologischen, auf die Theologie und Kirche nicht pro-aktive und kritische Antworten formuliert haben. Es gehört insofern zur theologie- und kirchenpolitischen Verantwortung, zu dieser Interaktionsgeschichte zu stehen und sie als Teil einer multiperspektivischen Darstellung von Krisengeschichte nicht zu marginalisieren. Die Welt im Zwiespalt, von der Edgar Wolfrum

im Blick auf das 20. Jahrhundert, seine Fortschrittwunder und Katastrophenketten, spricht,¹ ist auch die Welt der Kirche. 1979 gab Jürgen Habermas im Suhrkamp-Verlag zwei Sammelbände unter dem Titel Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘ heraus, in der er an eine Zeitdiagnose von Karl Jaspers aus dem Jahr 1931 anknüpfte.² Im 2. Band findet sich ein Beitrag von Jürgen Moltmann über „Theologie heute“, der bis heute lesenswert und hinreichend krisengesättigt ist.³ Moltmann fasst die für alle Zeiten geltende Aufgabe von Theologie so zusammen: „Theologie, die in den ehrwürdigen, aber unlebendigen Begriffen der Tradition keine hinreichende Orientierung mehr findet, die aber auch nicht in die religiöse Unbestimmtheit moderner theologischer Rede flüchten will, steht vor der Aufgabe, im Blick auf den gekreuzigten Christus von dem lebendigen Gott zu reden.“⁴ Das ist viel verlangt in Zeiten von Industrialisierungselend, Imperialismus, zwei Weltkriegen, menschenverachtenden Hochideologien, des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs, der Leugnung der Grenzen des Wachstums und seiner Folgen in Form des Klimawandels, der Renaissance von Nationalismus, Rassismus und Autoritarismus. Aber von welcher Institution, wenn nicht von der Kirche unter dem Kreuz, dürfen und müssen wir erwarten dürfen, dass sie unter allen Umständen nicht nur aus Erfahrung, sondern auftragsgemäß Krise kann?

Zur 2. These: Krisenkompetenz bedeutet Umgang mit Unsicherheit. Die letzte Absolutheit des Auftrags an Kirche, der des Kreuzes, hat sie in der Vergangenheit immer wieder befähigt, konstruktiv mit dem Hauptmerkmal vorletzter Verhältnisse umzugehen: Unsicherheit. Martin Luther hätte als vormoderner Mensch mit dem Verständnis dieses Begriffs ebenso Schwierigkeiten gehabt, wie wir sie mit seinem existenziellen Gnadenbegriff haben können. Zu Luthers Lebzeit war das, was wir Unsicherheit nennen, allgegenwärtige Lebenswirklichkeit, *media in vita*. Die Steuer- und Gestaltbarkeitsauffassungen der Moderne haben das so stark verändert, dass es uns als Verkörperungen des *homo faber* und *homo oeconomicus* nachzuvollziehen schwerfällt, wie kategorisch Luthers Gnadenbegriff uns aus der letzten Verantwortung für den Gang der Dinge herausnimmt. Trotzdem oder richtiger: gerade deshalb sind wir in der Kirche im lutherischen Sinn frei, an der Verbesserung von Welt und Dingen aktiv mitzuwirken, weder selbstgefällig noch besserwisserisch. Das bringt die Unsicherheit ebensowenig zum Verschwinden wie die Angst. Aber dieser nicht auf innerweltliche Erlösung zielende Pragmatismus der gebundenen

¹ Edgar Wolfrum, *Welt im Zwiespalt. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2017.

² Vgl. *Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘*, hg. v. Jürgen Habermas, Bd. 1: *Nation und Republik*, Frankfurt am Main 1979; Bd. 2: *Politik und Kultur*, Frankfurt am Main 1979.

³ Jürgen Moltmann, *Theologie heute*, in: Bd. 2, S. 754-780.

⁴ Ebd., S. 780.

Freiheit kann vieles in Gang bringen und in Gang halten, wenn der Best practice-Rationalismus schon lange kapituliert hat, weil es nichts mehr zu erobern oder zu verdienen gibt. Wer in Corona-Isolierstationen oder in Hospizen arbeitet, weiß wovon hier die Rede ist. Aber auch überall, wo es in irgendeiner Form um Bildung geht, hilft es. Der Kollege Johannes Ehmann hat mich in der Heidelberger Theologischen Sozietät einmal darauf hingewiesen, dass Erich Kästners von mir gern gebrauchter Spontanismus „Es gibt nichts Gutes/außer man tut es“, systematisch betrachtet, nachweisbar falsch ist. Kästners Satz ist Ausdruck eines nichtreformatorischen Verständnisses im Umgang mit Unsicherheit. Wir sind für das Gute freigestellt, im Sinne souveräner Krisenkompetenz. Aber es hängt nicht allein von uns ab.

Zur 3. *The things they are a-changin'* ist die wichtigste vorletzte Gewissheit auch der Kirche. Bob Dylan spricht hier die anthropologische Kontinuität von sozialem Wandel an, mit dem wir zu leben lernen müssen. Wir können ihn bestenfalls gestalten. Alle Versuche seiner Steuerung führen erstaunlich schnell zu entsetzlichen Konsequenzen und kaum noch zählbaren Opfern. Der Wahlspruch Otto von Bismarcks, immerhin des mächtigsten realpolitischen Bewegers im 19. Jahrhundert, war *unda fert, nec regitur* (die Welle trägt, aber ist nicht steuerbar). In den Briefen an seine Frau verwendet der persönlich pietistisch fromme Bismarck immer wieder die Metapher vom Huf des Pferdes und der Ameise für die Einflussmöglichkeiten eines Politikers. Realpolitik ist eben nicht nur nervenstarkes, zynisches Pokern, sondern vor allem das Wissen um die eigenen Grenzen. Zwischen Allmachtsphantasie und Ohnmachtserfahrung kann der Neuzeithistoriker aus seiner Empirie bei aller gegebenen, im Musilschen Sinn „vorläufig definitiven“ Positionalität eine Reihe von Do-nots formulieren, wie Personen und Institutionen jedenfalls besser nicht mit den Anforderungen des Wandels umgehen sollten. Ich bleibe dafür bei Bismarcks Wellen- und See-Metaphorik.

(1) Nicht mit dem bösen Schicksal hadern, dass es Wellen gibt. Makroprozesse wie die strukturelle Säkularisierung auspluralisierter, postchristlicher Gesellschaften, das Verblässen konfessioneller Milieus und Prägungen oder die kompensatorische Selbstreferentialität kirchlicher Kommunikation aufgrund nachlassender gesellschaftlicher Wirksamkeit können wir zu beschreiben und zu verstehen versuchen. Aber schon dies wird scheitern, wenn wir überall nur den Untergang des Abendlands finden wollen und, ganz erstaunlicherweise, immer wieder finden werden. Die Zeiten ändern sich, uns und unsere Lebenswelt. Auch morgen wird früher vieles anders gewesen sein, aber das wenigste besser. Es erhöht nicht die Glaubwürdigkeit und die

Handlungsspielräume im Umgang mit Krisen, jedem Gegenüber ungefragt mitzuteilen, wie schwer man es als Kirche doch mit den Folgen der Krisen unserer Zeit hat. Nicht wenige Zeitgenossen der Großen Französischen Revolution gingen fest davon aus, dass mit ihr wenn nicht das Ende der Zeiten, dann doch das Ende der Kirche gekommen sei. Aber es kamen weitere Revolutionen, und das Christentum ist immer noch da, wenn auch in veränderter kirchlicher Verfassung und mit ganz anderen Problemen.

(2) Nicht jede Welle reiten wollen. Tief in der protestantismusgeschichtlichen Erfahrung verankert ist der Habitus, sich an die Spitze zu setzen, radikaler zu urteilen, keine Ruhe zu geben. Amerikanisch-prädestinativ lässt es sich am besten sagen: *making a difference*. Die Begeisterungsfähigkeit reformatorischer Kirchen für noch jedes politische Fortschrittsprojekt der Moderne führt, hart gesprochen, dazu, zuallererst die Hakenkreuzfahne aus dem Fenster zu hängen und hinterher besonders früh und „rein ab bis auf den Grund“ die eigene Verstrickung exemplarisch aus dem Fenster heraus anzuklagen. Engagement ist gut, ob im Mitmachen oder in der wächteramtlichen Selbst- und Fremdkritik. Daraus wird schneller werkfromme Selbstgerechtigkeit als uns lieb ist. Kritische Distanz hilft: zu sich selbst, zur eigenen Kirche, zur eigenen Gesellschaft.

(3) Nicht die Verantwortung beim Deichbau von oben nach unten delegieren und dabei von Deichbaugemeinschaft sprechen. Die Krisen innerhalb und außerhalb der Kirche erfordern weitgehende Anpassungen in der Organisation. Viele davon tun wirklich weh, weil sie das uns gewohnte Erscheinungsbild der evangelischen Volkskirche betreffen. Die Welle der Kirchenausritte und die Zunahme kirchenferner Karteileichen ist keine Sturmflut, sondern ein in Schüben steigender Wasserstandspegel seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Es ist problematisch, wenn die verfasste Kirche auf die Notwendigkeit von nicht zuletzt ökonomischer Realitätsanerkennung so reagiert, wie das zuerst in der Wirtschaftswelt, dann in der Politik vorgelebt wurde. Die Verantwortung für unangenehme Entscheidungen wird durch Prozesse der Unternehmensberatung und der vermeintlich ergebnisoffenen, pseudo-parlamentarischen Beteiligung der Betroffenen von oben nach unten verlagert. Anders gesagt: Diejenigen, die es betrifft, sollen akzeptanzbildend selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Wenn das auch noch durch eine weichspülende Rhetorik des Weniger ist mehr begleitet wird, kann das dazu führen, das ehrenamtliche Engagement in kirchlichen Gremien auf nicht wieder gutzumachende Weise zu frustrieren. Das erinnert mich als Kind einer hochidealistischen evangelischen Lehrerfamilie an ein anderes Kästner-Zitat: den

Kakao auch noch zu trinken, durch den man gezogen wird. Manchmal ist es eben nötig, dass eine Kirchenleitung tatsächlich als eine solche auftritt. Und das heißt vor allem: Verantwortung übernimmt, statt sie abzuwälzen. Echte Dialoge über Deiche wie über die Aufgabe von hochkultivierten Poldern sind gut. Scheindebatten sind schlecht. In der politischen Szenerie sind sie ein wesentlicher Grund für Politikverdrossenheit nicht der schweigenden Mehrheit, sondern der aktiven Minderheiten.

Natürlich können wir als Kirche Krise. Dafür sind wir da. Zu wünschen wäre uns etwas mehr Getrostheit im den Sinn, den Bonhoeffer im Gefängnis formuliert hat: getrost erwarten, was kommen mag.

Prof. Dr. Rolf-Ulrich Kunze, Neuzeithistoriker, Karlsruher Institut für Technologie (KIT)